

Die Neue Welt

Nr. 31

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1901

* * Hans und Peter. * *

Roman von Guy de Maupassant. Frei übertragen von Georg Freiherr von Ompteda.

(Fortsetzung.)

II.

Sobald Peter im Freien war, ging er nach der Rue de Paris, der glänzend beleuchteten, belebten, geräuschvollen Hauptstraße von Havre. Die frische Luft vom Meer her mitföste ihm das Gesicht, und langsam ging er, den Stock unter den Arm geklemmt, die Hände auf dem Rücken verschränkt, dahin.

Er fühlte sich unbehaglich, belastet, unzufrieden, wie wenn man eine unangenehme Nachricht bekommen hat. Nichts Bestimmtes drückte ihn; er hätte auch nicht gleich sagen können, woher diese Verstimmung kam. Diese Schwere, die ihm in den Gliedern lag. Jemandwo that es ihm weh, er wußte nicht wo. Eine kleine Stelle schmerzte ihn, eine jener winzigen Wunden, die man nicht finden kann, aber die einen müden, ermüden, traurig machen, quälen. Ein unbekanntes, leichtes Leid, etwas wie der Keim zu einem Krummer.

Als er auf den Theaterplatz kam, zogen ihn die Lichter des Café Tortoni an, und langsam ging er auf die erleuchteten Fenster zu. Aber als er eben eintreten wollte, dachte er daran, daß er dort Fremde finden werde, Bekannte, Leute, mit denen er sprechen mußte. Und plötzlich stieß ihn der Gedanke an dieses banale Geschwätz bei Kaffee und Schnaps ab. Er drehte sich um und ging die Hauptstraße nach dem Hafen hinab.

Er fragte sich: „Wo soll ich hingehen?“ und suchte irgend ein Lokal, das ihm zugelegt und seinem Seelenzustand entsprochen hätte. Er fand keines, denn es ärgerte ihn, allein zu sein, aber er wollte auch Niemand sehen.

Als er am großen Hafenuai angekommen war, zögerte er noch einmal, dann wendete er sich zum Meer. Er hatte sich für die Einsamkeit entschieden.

Bei der Mole stand eine Bank, und er setzte sich, schon müde vom Gehen, und des Spazierganges überdrüssig, schon ehe er ihn begonnen.

Er fragte sich: „Was fehlt mir nur heute Abend?“ Und er suchte in der Erinnerung, was für eine Unannehmlichkeit er nur gehabt, wie man einen Kranken ausfragt, um den Grund seines Leidens kennen zu lernen.

Er war von leicht erregbarem Sinne und doch zu gleicher Zeit überlegt. Es packte ihn plötzlich, aber dann dachte er nach und entschied sich besonnen, je nachdem, für oder gegen seine ersten Absichten. Aber eigentlich behielt zu guterletzt doch immer seine Naturanlage die Oberhand, und die plötzliche Empfindung siegte über das Nachdenken.

Er suchte also, was nun eigentlich der Grund dieser Nervosität sei, dieses Bedürfnis, fortzulaufen ohne allen Zweck, dieser Wunsch, Jemandem zu be-

gegnet, um ihm widersprechen zu können, und dabei der Ekel davor, Menschen zu sehen, zu hören, was sie ihm etwa sagen könnten.

Und er fragte sich, sollte es etwa Hans' Erbschaft sein.

Ja, das war immerhin möglich. Als der Notar ihnen die Nachricht mittheilte, hatte er sein Herz stärker klopfen fühlen. Man ist nicht immer Herr seiner selbst, man hat manchmal plötzlich irgend eine Stimmung, gegen die man vergeblich ankämpft.

Er dachte gründlich über das physiologische Problem des Gedrucks nach, den irgend ein Ereigniß auf eine Seele ausübt. Diese Summe von Gedanken und Empfindungen, freudigen oder schmerzlichen, die vielleicht denjenigen gerade entgegengesetzt sind, die der gesunde Menschenverstand, die das denkende, durch Bildung und Intelligenz über sich selbst hinausgewachsene Wesen als gut und vernünftig ansieht. Er suchte sich in den Seelenzustand des Sohnes zu versetzen, der ein großes Vermögen erbt und der dadurch eine Menge Genüsse sich zu eigen machen kann, die er längst sich gewünscht, die ihm aber durch den Geiz des Vaters bisher verlagert geblieben waren. Er stand auf und ging auf den Hafendamm hinaus. Es ward ihm wohl. Er freute sich, den Grund entdeckt zu haben, sich selbst klar geworden zu sein, den zweiten Menschen, der in uns liegt, entzleierte zu haben.

„Ich war also neidisch auf Hans,“ dachte er. „Das ist eigentlich sehr niedrig. Ich weiß es jetzt, daß es so ist, denn der erste Gedanke, der mir gekommen ist, war der an seine Heirath mit Frau Rosenkätz. Und doch mag ich ja diese kleine, vernünftige Pute garnicht, die so recht geeignet ist, einem den gesunden Menschenverstand und jede brave Gesinnung zu verketen. Es ist also grundlose Eifersucht, ja, die Eifersucht in ihrer konzentriertesten Form, lediglich um der Eifersucht willen. Ich muß 'mal auf mich achten.“

Er kam an den Signalmast, der den Wasserstand im Hafen anzeigt, und zündete ein Streichholz an, um die Riste der gesichteten Schiffe zu lesen, die bei der nächsten Fluth einlaufen sollten. Man erwartete ein paar Dampfer aus Brasilien, vom La Plata, aus Chile, aus Japan, zwei dänische Briggs, einen norwegischen Kutter, einen türkischen Dampfer, was Peter so sehr verwunderte, als ob er gelesen hätte, einen schweizer Dampfer. Und nun sah er vor sich in einem seltsamen Spiel seiner Phantasie ein mächtiges Schiff voll betrunkenen Männer, die in weiten Pluderhosen in der Tafelage aufenterten.

Das ist doch zu dumm, dachte er, die Türken sind doch ein seefahrendes Volk.

Er machte noch ein paar Schritte und blieb

stehen, um die Mole zu betrachten. Rechts über Saint-Adresse warfen die beiden elektrischen Leuchttürme des Cap de la Hève, die aussahen wie zwei gewaltige Zwillinge-Cyklopen, ihren mächtigen Lichtschein weit hinaus auf's Meer. Die beiden Strahlen aus den benachbarten Laternen liefen parallel hinaus, wie die Riesenschwänze zweier Kometen, den gewaltigen geraden Gang von der Höhe der Klippe hinab und hinaus bis zum Horizont. Dann bezeichneten auf den beiden Hafendämmen zwei andere Feuer, Kinder dieser Kolosse, die Einfahrt von Havre. Und weit drüben auf dem anderen Ufer der Seine sah man noch viele, viele andere, konstant leuchtend oder ab und zu erlöschend, indem sie sich öffnete und schlossen, wie ein paar Augen, die gelben, rothen, grünen Augen der Häfen, die auf das dunkle, mit Schiffen bedeckte Meer hinauspähten; die lebendigen Augen der gastfreundlichen Erde, die nur durch die ewig gleiche, mechanische Bewegung ihrer Lider sagten: „Ich bin's, ich bin Cronville, ich bin Honfleur, ich bin das Ufer von Pont-Audemer.“ Und Alle überragend, so hoch, daß man ihn von Weitem für einen Planeten halten konnte, bezeichnete der Leuchtturm von Stowille die Straße nach Rouen, hindurch durch die Sandbänke der Mündung des großen Stromes.

Dann meinte man auf dem tiefen Wasser, auf der endlosen Fluth, die dunkel war wie der Himmel, hier und da Sterne zu erblicken. Sie zitterten in dem nächtlichen Dunst, klein, nah oder fern, weiß, grün oder auch roth. Beiweil alle waren unbeweglich, nur einzelne schienen zu laufen. Das waren die Lichter der vor Anker gegangenen Schiffe, die auf die nächste Fluth warteten, oder der weiterfahrenden Schiffe, die ihrem Bestimmungsorte zueilten.

Gerade in diesem Augenblick ging der Mond hinter der Stadt auf. Er sah aus wie ein gewaltiger, göttlicher Leuchtturm, der am Firmament angezündet worden, um der unendlichen Flotte der wirklichen Sterne als Mittelpunkt zu dienen.

Peter sagte fast laut: „Na, und wir schinden uns um ein paar Groschen.“ Ganz nahe bei ihm erschien in der weiten, dunklen Oeffnung zwischen den Hafendämmen ein Schatten, ein großer, finsterner Schatten, und glitt dahin. Er bengte sich über das Granitgeländer und gewahrte eine Fischerbarke, die heimkehrte, ohne einen Laut menschlicher Stimmen, ohne daß die Wellen anschlügen, ohne Rudererschlag, nur ganz langsam durch das hohe, braune Segel getrieben, das gegen den Wind gespannt war.

Er dachte: „Wenn man auf so einem Schiff leben könnte, wie friedlich wäre das!“ Dann machte er noch ein paar Schritte und sah plötzlich einen Mann, der an der Spitze des Hafendammes saß. Ein Träumer, ein Verliebter, ein Weiser, ein

Glücklicher oder ein Trauriger? Wer war es? Neugierig trat er näher, um die Züge des Einsamen zu sehen. Und er erkannte seinen Bruder.
 „Nein, so was, Du, Hans?“
 „Ach, Peter, was suchst Du denn hier?“
 „Ich will frische Luft schnappen. Und Du?“
 Hans begann zu lachen. „Ich auch.“
 Peter setzte sich neben seinen Bruder.
 „Das ist doch wunderbar hier.“
 „Ja, allerdings.“

Am Ton der Stimme sah er, daß Hans überhaupt nichts um sich her gesehen hatte. Und er fuhr fort: „Jedesmal, wenn ich hierher komme, packt mich ein verrückter Wunsch: nur fort, fort mit all den Schiffen, hinaus nach Norden oder Süden. Denke nur, daß alle die kleinen Lichter dort draußen aus allen Ecken der Welt kommen, aus den Ländern der Riesenschlangen und der bleichen oder bronzefarbenen Mädchen, aus den Ländern der ganz kleinen Vögel oder der großen Elefanten, der freien Löwen und der Negerkönige. Aus all' den Ländern, die für uns wie Feenmärchen sind, für uns, die wir nicht mehr an den gestiefelten Kaiser oder Dornröschen glauben. Es müßte doch wunderschön sein, mitfahren zu können. Aber dazu müßte man Geld haben, viel Geld.“

Er schwieg plötzlich, indem er daran dachte, daß sein Bruder es ja jetzt hatte, das Geld, das alle Sorgen nimmt, das Einen frei macht von der täglichen Arbeit, frei, glücklich, heiter. Der konnte nun gehen, wohin er wollte, zu den blonden Schwedinnen oder zu den dunklen Mädchen der Habana. Da plötzlich durchschloß ihn einer jener unwillkürlichen Gedanken, wie sie häufig bei ihm waren, so schnell, so plötzlich, daß er sie nicht ahnen, nicht aufhalten, ihnen keinen anderen Sinn geben konnte, die bei ihm kamen, wie aus einer zweiten unabhängigen, glühenden Seele: „Ach, er ist viel zu dumm! Der heirathet einfach die kleine Hofschmiltz.“

Er war aufgesprungen. „Ich lasse Dich weiter von der Zukunft träumen, ich muß ein bißchen gehen.“

Er drückte seinem Bruder die Hand und sagte in sehr warmem Ton: „Sieh mal an, mein kleines Hanschen, nun bist Du reich. Es freut mich doch, daß ich Dich heute Abend allein getroffen habe, um Dir zu sagen, wie mich das freut, wie viel Glück ich Dir wünsche und wie lieb ich Dich habe.“

Hans, der von weicher, zärtlicher Art war, sagte ganz bewegt: „Danke, danke, mein guter Peter, danke!“

Und Peter machte Kehrt und ging mit langsamen Schritten, den Stock unter dem Arm, die Hände auf dem Rücken, davon.

Als er sich wieder in der Stadt befand, fragte er sich von Neuem, was er anfangen sollte. Er war verstimmt über den abgebrochenen Spaziergang, daß er aus seines Bruders wegen nicht am Meer bleiben konnte. Und ihm kam plötzlich eine Eingebung: „Ich werde ein Schnapschen beim alten Marowsko trinken. Und er ging zum Stadtvierel Jagowille.“

Er hatte den alten Marowsko in Paris in den Straßenschuhen kennen gelernt. Er war ein alter Pole, ein polnischer Flüchtling, der in seiner Heimath, wie es hieß, Günstliches durchgemacht hatte, und der in Frankreich, nachdem er neue Gymnasien abgelegt, seinen Beruf als Apotheker ausübte. Man wußte nichts von seiner Vergangenheit, allerlei Gerüchte liefen über ihn um. Der Ruf, der ihn veranlaßte, als geschickter Bertholmer, Rührlitz, neuzwecklicher Patriot, der nur durch ein Wunder dem Tode entronnen, hatte Peter Roland's immer abenteuerliche Phantasie gereizt, und er hatte sich mit dem alten Polen angefreundet, ohne übrigens jemals irgend etwas Unschönes von seinem vergangenem Leben zu erfahren. Auf Veranlassung des jungen Arztes hatte sich der alte Mann in Goutte niedergelassen, indem er auf eine gute Knabshaus rechnete, die ihm der junge Doktor zuführen sollte.

Späterhin sah er in seiner bescheidenen Apotheke eine Anzahl Schüler, indem er den kleinen Küngelchen und den Arbeitern der Stadtgegend Schmalz verkaufte.

Peter suchte ihn oft nach Tisch auf, um eine Stunde mit ihm zu schwätzen, denn er liebte das ruhige Gesicht und die spärliche Unterhaltung Marowsko's, dessen lange Redepausen er sehr tiefstimmig fand. Ueber dem mit Flaschen bedeckten Tisch brannte nur eine Gasflamme, die im Fenster waren der Sparjamkeit wegen nicht angezündet worden. Hinter dem Ledentisch saß, die langausgestreckten Beine übereinander gelegt, ein alter, kahlköpfiger Mann mit einer mächtigen Raubvogelnaße, die aus der haarlosen Stirn vorsprang und ihm das Aussehen eines alten, traurigen Papagei verlieh. Er saß, das Kinn auf der Brust, und schlief fest.

Beim Klang der Glocke an der Thür wachte er auf, erhob sich, erkannte den Doktor und kam auf ihn zu, indem er ihm beide Hände entgegenstreckte. Sein schwarzer Ueberrock, der besät war mit Flecken von Säuren und Süßigkeiten, war viel zu weit für seinen mageren kleinen Leib und sah aus wie ein alter Priesterrock. Der Mann sprach mit stark polnischer Aussprache, die seiner Füstelstimme etwas Kindliches verlieh, das Stammeln und die Bekomung eines jungen Menschenkindes, das eben anfangt zu sprechen.

Peter setzte sich und Marowsko fragte: „Was giebt's Neues, lieber Doktor?“

„Nichts. Ueberall immer dasselbe.“

„Sie sehen nicht gerade sehr heiter aus, heute Abend.“

„Das geht mir oft so.“

„Na, na, na, Sie müssen sich nicht gehen lassen. Wollen Sie ein Gläschen Schnaps?“

„Ja, gern.“

„Ich will Ihnen 'mal etwas Neues zu kosten geben. Seit zwei Monaten schon mache ich Versuche mit Stachelbeeren, die man sonst nur zum Syrup benutzt. Und denken Sie 'mal, ich hab's raus. Einen wirklich ausgezeichneten Schnaps.“

Ganz glücklich trat er an einen Schrank, öffnete ihn, nahm eine Flasche und brachte sie herbei. Er bewegte sich nie sehr stark, machte nur ganz kurze Bewegungen, streckte nie ganz den Arm aus, öffnete nie ganz die Beine, machte niemals eine ganze entschlossene Bewegung. Und seine Gedanken schienen wie seine Bewegungen zu sein, er deutete nur an, flüsternd, versprach, suggerirte sie Eimen, aber drückte sie nicht wirklich aus.

Seine Lebensaufgabe schien übrigens die Bereitung von Schnapsen und Fruchtstäben zu sein. „Durch einen guten Saft oder einen guten Schnaps kann man reich werden,“ jagte er oft.

Er hatte Hunderte von süßen Tränken erfunden, ohne daß er je einen einzigen in den Handel gebracht. Peter behauptete, daß ihn Marowsko an Marat erinnere.

Aus der Hinterstube holte er zwei kleine Gläser, die er auf einem Brettchen brachte. Dann saßen die beiden Männer den Schnaps an, hoben die Gläser, um gegen das Licht der Gasflamme die Farbe zu prüfen.

„Farbe wie ein Prachttrubin!“ sagte Peter.

„Nicht wahr?“

Der alte Papagei des Polen schien zu strahlen.

Der Doktor versuchte, schmeckte, dachte nach, kostete noch einmal, überlegte sich die Sache wieder und sagte:

„Sehr gut! Sehr gut! Und als Spezialität was ganz Neues. Das ist einfach ein Fund, mein Lieber.“

„Wirklich? Das freut mich sehr.“

Da bat Marowsko um Rath, wie er den neuen Liqueur tanzen solle. Er wollte ihn „Stachelbeere“ oder „Stachelbeerwein“ oder „Stachelbeer“ nennen.

Peter fand keinen dieser Namen gut. Da hatte der Alte eine Idee: „Wie Sie es vorhin genannt haben, das ist ausgezeichnet: Prachttrubin.“

Der Doktor bestritt auch die Eignung dieses Namens, obgleich er ihn selbst gefunden hatte, und rief, es doch einfach „Stachelchen“ zu nennen. Das fand Marowsko ausgezeichnet.

Dann schwiegen sie, blieben ein paar Minuten so sitzen, ohne ein Wort zu sagen, beim Schein der einen Gasflamme. Endlich meinte Peter, es kam

ihm so, er konnte nicht anders: „Denken Sie 'mal heute Abend ist uns was ganz Eigenes passiert. Ein Freund meines Vaters, der gestorben ist, hat meine Bräutigam sein Vermögen hinterlassen.“

Der Apotheker schien die Sache nicht gleich zu verstehen. Aber nachdem er nachgedacht, sprach er die Hoffnung aus, daß der Doktor wenigstens die Hälfte bekomme. Als ihm dann der Thatbestand genau auseinandergesetzt worden, schien er gedregt und erstaunt zu sein. Und um zu zeigen, daß er nicht damit zufrieden war, daß sein junger Freund schlecht weggekommen, sagte er mehrmals: „Das wird keinen guten Eindruck machen.“

Peter wurde wieder nervös und wollte wissen, was Marowsko damit meine.

„Warum soll das keinen guten Eindruck machen? Warum soll es einen schlechten machen, daß mein Bruder das Vermögen eines Freundes unserer Familie erbt?“

Aber der vorsichtige Mann ließ sich nicht weiter darüber aus.

„In einem solchen Falle setzt man beide Brüder zum Erben ein. Ich sage Ihnen, das wird keinen guten Eindruck machen.“

Und der Doktor ging ungeduldig davon, legte heim und legte sich zu Bett.

Eine Zeit lang hörte er noch Hans im benachbarten Zimmer leise auf und nieder gehen. Dann schlief er ein, nachdem er zwei Gläser Wasser getrunken.

III.

Der Doktor wachte am nächsten Morgen mit dem festen Entschluß auf, sein Glück zu machen.

Diesen Entschluß hatte er schon öfter gefaßt, ohne ihn jedoch ausführen zu können. Beim Beginn aller Versuche, in eine neue Laufbahn einzutreten, spornte ihn die Hoffnung, er könne rasch zu Gelde kommen, und gab ihm Vertrauen, bis ihm das erste Hinderniß einstellte, bis ihn der erste Mißerfolg wieder zu etwas Anderem trieb.

Er lag unter den warmen Decken in seinem Bett verfunken und dachte nach. Wie viel Medizin waren binnen kurzer Zeit Millionäre geworden. Man mußte es nur ein ganz klein wenig anzufangen verstehen. Denn während seiner Studienzeit hatte er die berühmtesten Professoren kennen gelernt und fand sie wären alle Gelehrte. Er war gewiß ebenso werth wie sie, wenn nicht mehr. Wenn es ihm durch irgend ein Mittel gelänge, die eleganten und reichen Patienten in Havre zu gewinnen, konnte er es auf hunderttausend Franken Neute im Jahr um Leichtigkeit bringen. Und er berechnete sich ganz genau seine sicheren Einkünfte. Früh würde er ausgehen und seine Krankenbesuche machen, durch schnittlich, das war noch nicht einmal viel, zehn täglich, jeden zu zwanzig Franken. Das gäbe mindestens zweihunderttausend Franken jährlich, sogar fünfhunderttausend Franken. Denn die Zahl der zehn Kranken blieb doch weit hinter der ihm sicheren Anzahl zurück. Nachmittags in der Sprechstunde würde er durchschnittlich zehn Patienten abhören, zu zehn Franken das Stück. Das gäbe sechshunderttausend Franken — also rund hundertundzwanzigtausend Franken. Ehemalige Patienten und alte Fremde, denen er den Besuch nur zu zehn Franken rechnen würde und die Sprechstunde zu fünf, mochte die Summe ein wenig heruntersetzen. Aber das würde ausgeglichen durch Konsultationen mit anderen Ärzten und durch all' die laufenden Geschenke, die eine Praxis mit sich bringt.

Nichts war leichter, als durch geschickte Reklame so weit zu kommen. Durch Notizen im „Figaro“ die besagten, daß die Pariser Ärztemet ihre Augenmerk auf ihn geworfen und sich für die überraschenden Sturen interessirte, die dem jungen, bescheidenen Gelehrten aus Havre glückten. Und so würde er reicher sein, als sein Bruder, reicher, berühmter und zufriedener, denn er verdankte sein Vermögen nicht sich allein. Und er würde sich gegen seine alten Eltern freigiebig zeigen, die stolz waren auf seine Auf. Verheirathen wollte er sich nicht. In seinem Leben sollte nicht eine einzige Frau eine Rolle spielen, sondern er wollte mit seinen hübschesten Patientinnen Verhältnisse anfangen.

Er fühlte sich seiner Sache so sicher, daß er aus dem Bett sprang, als wolle er gleich daran gehen. Und er zog sich an, um in der Stadt die Wohnung zu suchen, die für ihn passen würde.

Als er so durch die Straßen strich, dachte er, wie gering doch die Ursachen sind, die unsere Handlungen bestimmen. Seit drei Wochen hätte er diesen Entschluß, der ohne Zweifel plötzlich in ihm infolge der Erbschaft seines Bruders sich festgesetzt hatte, bereits fassen können.

Er blieb an den Häusern stehen, an denen eine Tafel hing, die anzeigte, daß hier eine schöne Wohnung oder eine kleine zu vermieten sei. An den Anzeigen ohne weiteren Zusatz ging er voller Verachtung vorüber. Nun sah er großspurig Wohnungen an, maß die Zimmerhöhe, zählte den Platz in sein Notizbuch, die Wege, die Lage der Zugänge, sagte, er sei Arzt und sehr beschäftigt. Die Treppe mußte breit sein, gut gehalten; er konnte nicht höher wohnen als im ersten Stock.

Nachdem er sieben oder acht Wohnungen angesehen und noch zweihundert Adressen notirt, kehrte er mit einer Viertelstunde Verspätung zum Frühstück heim.

Als er in den Flur trat, hörte er schon Tellerklappen. Man aß also ohne ihn. Warum? Sonst ging es doch nicht so pikant bei ihnen zu. Er schlopfte einen Verdacht, er fühlte sich verlezt, denn er war empfindlich. Sobald er eintrat, sagte sein Vater zu ihm:

„Himmelbonnervetter, Peter, mach' mal schnell. Du weißt doch, daß wir Zwei zum Notar müssen. Wir haben heute keine Zeit zum Trödeln.“

Der Doktor setzte sich, ohne zu antworten, nachdem er die Mutter geküßt und Vater und Bruder die Hand gedrückt. Und er nahm aus der runden Schüssel mitten auf dem Tisch das Kotelett, das für ihn übrig geblieben. Es war kalt und vertrocknet, jedenfalls hatten sie das Schlimmste übrig gelassen. Er meinte, man hätte es, bis er kam, auf dem Herd lassen können. Man brauchte nicht so den Kopf zu verlieren, daß man den anderen Sohn, den ältesten, gänzlich vergaß. Die Unterhaltung, die bei seinem Eintritt unterbrochen worden, wurde an der Stelle wieder aufgenommen, wo sie aufgehört.

(Fortsetzung folgt.)

Eisen und Stahl.

(Mit 2 Abbildungen.)

Von F. A. Grempe.

Entsprechend der eminenten Wichtigkeit und dem ungeheuren Verbrauch von Eisen und Stahl zu den mannigfachen Zwecken der Kulturmenschen hat die Gewinnung dieser Materialien in unseren Tagen eine solche Bedeutung erlangt, daß wir uns wohl kaum noch ein Gebiet menschlicher Tätigkeit vorstellen können, das ohne eiserne oder stählerne Hilfswerkzeuge erfolgreich auszukommen vermöchte. Um nun die gewaltigen Mengen Eisen und Stahl zu erzeugen, die tagaus, tagein zu den verschiedenen Produkten verarbeitet werden, hat die Eisenhütten-technik Anlagen geschaffen, in denen die Gewinnung dieser zwei wichtigsten Materialien mit allen Hilfsmitteln des modernen Großbetriebes in rastloser Folge vor sich geht.

In der gediegenen Zustände kommt das Eisen auf der Erde so selten vor, daß es praktisch für die Eisengewinnung kaum in Frage kommt; auch das in Meteoriten enthaltene Eisen hat für das Eisenhüttenwesen keinen Wert, da bekanntlich die seltenen aus dem Weltraum auf die Erde fallenden Meteorite mit ihrem Gehalt an Meteoriteisen kaum für wissenschaftliche Zwecke ausreichen.

Für die Eisendarstellung im großen Maßstabe kommen die sich glücklicherweise auf der Erde sehr zahlreich vorfindenden Eisenerze in Frage. Die Eisen enthaltenden Mineralien sind Sauerstoffverbindungen, von welchen der Magnetitstein besonders reich an Eisen ist, da er im chemisch reinen Zustande fast 73 Prozent dieses Metalles enthält. Nicht

mindest wichtig, wenn auch nicht ganz so gehaltreich als das Magnetitstein, ist der Rotheisenstein, der im kristallinischen Zustande als Essenglanz bezeichnet wird. Dieses Eisenerz findet sich auch vielfach in den gebirgigen Gegenden Mitteldeutschlands. Mit dem Namen Brauneisensteine werden die Mineralien bezeichnet, die das Eisen in Form von braunen, wasserhaltigen Oxyden enthalten und je nach Beschaffenheit die Namen brauner Glaszopf, Sumpferz, Wiesenerz, Seerz, Bohnerz u. führen. Neben den Spateisenerzen kommt für die Eisendarstellung noch der Schwefelkies in Betracht.

Die von dem Bergmann aus dem Schoofe der Erde gewonnenen Erze werden theils in dem ursprünglichen Zustande in der Eisenhütte verarbeitet, theils werden sie auch noch einer Vorbereitung unterworfen, damit der Prozeß des Verschmelzens im Hochofen erleichtert wird. Die Vorbereitung kann durch Röftung in einer chemischen Aenderung der Erze bestehen; sie kann durch eine Aenderung der Stückgröße oder durch Auflockerung zu dichter Rohmaterialien durch Breiten und Verwittern herbeigeführt werden, und man kann auch durch Scheidung erzähliger von unehaltigen, sowie durch Aussonderung der guten von den schlechten Bestandtheilen die Vorbereitung vollziehen.

Die nicht eisenhaltigen Bestandtheile der für die Eisenhütten werthvollen Mineralien werden als „Gangarten“ bezeichnet und bestehen in der Hauptsache aus Thon, Quarz, Kalkspat, Dolomit, Hornblende u. Die Gangarten setzen sich zusammen aus: Kieselsäure, Thonerde, Kalk und Magnesia; diese Stoffe, sowie auch Mangan werden als unschädliche Beimischungen angesehen, während man die Gangarten, die Phosphor, Schwefel, Kupfer und andere Metalle führen, als „Verunreinigungen“ bezeichnet.

In vielen Fällen sind die Gangarten für den Verhüttungsprozeß sehr werthvoll; in Deutschland werden z. B. vielfach Erze verhüttet, deren Eisengehalt nur etwa 30 Prozent beträgt und bei denen die Gangarten die Flußmittel abgeben. Manchmal muß der Eisenhüttenmann zur „Gattirung“ greifen, wenn er das Verschmelzen der Erze erfolgreich durchführen will; unter Gattirung wird die Vermischung verschiedener Erzsorten verstanden. Ist die Zuführung fremder Bestandtheile erforderlich, so nennt man die Erze mit den Zuschlägen „Mällierung“, während wieder die Mällierung mit der Menge der erforderlichen Brennmaterialien mit „Beschickung“ bezeichnet wird. Durch die Analyse der dem Hochofen zuzuführenden Bestandtheile hat die „Eisenprobirkunst“ die Möglichkeit, die richtigen Bestandtheile für die Beschickung zu ermitteln.

Will man nun Eisen aus den Erzen darstellen, so handelt es sich darum, die Reduktion der Oxyde durch Kohle bei hoher Temperatur zu bewirken. Zu diesem Zweck verwendet man als Brennmaterial den aus der Steinkohle dargestellten Coaks. In einem modernen Hüttenbetriebe wird die zur Coaksbereitung benutzte Kohle mit mechanischen Transportvorrichtungen zum Werke gebracht, wo sie die nach dem Prinzip der Sechsmaschine erbaute Kohlenwäsche passieren muß, um alsdann fein gemahlen zu werden. Bei der Wäsche befreit man die Coakskohle von den beigemengten Kohlenstiefern, die dann auf besondere Halben gestürzt werden. Die gewaschene und gemahlene Kohle wird mittelst zweckmäßig gebauter Spezialwagen zu den Beschickungsmaschinen der Coaksöfen gebracht; in diesen Maschinen wird die Kohle durch mechanisch bewegte Stampfer zu Klüden, die der Form der Vercoakungsmaschinen entsprechen, gepreßt. Diese Klüdenformen aus Feinkohle werden nunmehr in die Ofenkammern mechanisch gebracht, etwa 40 Stunden dem Vercoakungsprozeß ausgesetzt, um sodann durch dieselbe mechanische Vorrichtung wieder heranzubringen zu werden. Die Coaksöfen des Saarbezirks liefern z. B. etwa 56 Prozent von den verbrauchten Kohlen als Coaks. Der den Ofen im glühenden Zustande verlassende Coaks wird durch Bespritzen mit Wasser abgelöscht. Vielfach werden die Abgase der Coaksöfen zur Heizung von Dampfkesseln, zur Gewinnung von Nebenprodukten, wie Theer und Ammoniak, und zum Betriebe von Gaskraftmaschinen verwertet.

Der Ofen, in dem die Rotheisendarstellung vor sich geht, hat die Gestalt eines Schachtofens; die Höhe, welche diese Ofen für die Eisengewinnung besitzen müssen, ist die Veranlassung gewesen, daß für diese Art von Feuerungsanlagen ganz allgemein die Bezeichnung „Hochofen“ in Aufnahme gekommen ist. Die Höhe derartiger Ofen schwankt zwischen 8 bis 35 Metern; in Deutschland pflegt man meist eine Höhe von 20 Metern einzuhalten, während man namentlich in Amerika wesentlich größere Hochofen zu bauen sucht, und so hat sich z. B. ein großes Eisenwerk in Nordamerika erst vor kurzer Zeit einen Hochofen erbaut, der 32,5 Meter hoch ist. Während dieser riesige Ofen in Amerika allein pro Tag 600000 Kilo Rotheisen zu liefern vermag, beträgt die Produktion der in Deutschland meist gebräuchlichen Hochofen je nach der Größe 50 bis etwa 110 Tonnen täglich.

Ein Hochofen besteht aus feuerfestem Schamotte-Mauerwerk von geeigneter Stärke und Beschaffenheit, welches den Ofenschacht von kreisförmigem Querschnitt umgibt. Den oberen Theil des aus zwei abgestumpften Kegeln zusammengesetzten Ofens nennt man „Schacht“, während der untere Theil die Bezeichnung „Kast“ führt; die oberste Oeffnung wird mit „Gicht“ und der unterste Theil des Kastes mit „Gestell“ bezeichnet, während der weiteste Theil des Hochofens als „Kohlenack“ angesprochen wird. Die Stärke des Mauerwerks schwankt gewöhnlich zwischen 0,80 und 1,25 Meter; an der stärksten Stelle, wo die Kast sich an den Schacht anlehnt, steigt die Dicke des Mauerwerks oft auf 1,50 Meter bis sogar 2 Meter. Von außen wird der Schacht mit einem Blechmantel umkleidet oder mittelst schmiebeeisener Bänder so verankert, daß fast jede Steinlage durch die Bänder besonderen Halt bekommt.

Da nun das feuerfeste Mauerwerk des Hochofens beim Betriebe chemisch und mechanisch ungenügend stark abgenutzt wird, so ist man in letzter Zeit bestrebt, durch Verbesserungen der Ofenkonstruktionen diesen Mangel nach Möglichkeit zu beseitigen. Zu diesem Zweck hat man z. B. den Blechmantel aufgegeben, damit die Außenluft die Kühlung besser übernehmen kann; außerdem hat man Kühlkäfen, durch welche ständig Wasser geleitet wird, in die Schmelzzone des Mauerwerks eingebaut. Schließlich sind noch die Vorrichtungen zu erwähnen, die darauf hinaus gehen, Schacht und Kast aus Eisen herzustellen; da die innere, meist 70 Millimeter starke feuerfeste Auskleidung durch Schamotteputter genügend Schutz vor allzu hoher Erhitzung bietet, so haben diese Bestrebungen recht beachtenswerthe Resultate gezeitigt.

Damit nun im Hochofen die zum Schmelzen des Eisens nöthige hohe Temperatur erzeugt werden kann, führt man durch Rohre Luft in den unteren Theil des Ofens ein. In einer Hochofenanlage gehören daher auch die entsprechend kräftigen Gebläsemaschinen, die den zum Betriebe nöthigen „Wind“ erzeugen. Dieser wird durch Rohrleitungen zum Ofen geführt und gelangt durch Formen, die etwa 5 bis 10 Zentimeter weit in das Gestell hineinragen und durch Wasser gekühlt werden, zu dem Inhalt des Hochofens. Da die Luft zuvor die Wind-Erhitzer passiert hat, so kommt sie schon in hocherhitztem Zustande zur Feuerungsanlage.

Der Hochofen ist mit einem großen Plateau versehen, von dem aus die Beschickung vorgenommen wird. Die Rohmaterialien: Eisenerze nebst Zuschlag und Coaks werden mit maschinellen Vorrichtungen auf das Plateau des Hochofens gehoben, um hier von Arbeitern mittelst geeigneter Karren in die Einwurfsöffnung („Trichter“) gefahren zu werden. Durch eine Hebevorrichtung wird der Trichter gehoben, wodurch die aufgehäuften Beschickung in den Ofen gleitet. Die aufsteigenden Gase erwärmen hierbei die fallenden Materialien und entziehen ihnen die Feuchtigkeit. Je mehr die Beschickung nach unten gelangt, um so mehr beginnt das Kohlenoxyd, welches durch die bei der Verbrennung des Coaks durch Verbindung mit Kohlenstoff entstehende Kohlenäure gebildet wird, seine reduzierende Wirkung auf die Erze auszuüben. Die auf diese Weise erhaltene Eisenkohlenstofflegirung wird im untersten Theil des

Hochofens durch die infolge der Verbrennung des Heizmaterials unter ständiger Zufuhr des Windes erzeugte große Hitze in den flüssigen Zustand überführt und kann nun von Zeit zu Zeit als Roheisen durch das Stichoß abgelassen werden. Das abgestoßene Roheisen läßt man in Sandformen fließen, von wo es durch Rinnen in den sogenannten Masselgraben gelangt; die erkalteten Roheisenstücke werden Masseln, Flossen oder Gänge genannt.

Die durch den Verbrennungsvorgang entwickelten Abgase haben noch einen so hohen Gehalt (meist 30 Prozent) von brennbarem Kohlenoxyd, daß deren Ausnutzung im Interesse eines ökonomischen Betriebes jetzt wohl ganz allgemein durchgeführt ist. Läßt man die Abgase aus dem Hochofen frei entweichen, so verbrennen sie und können als Flamme unmittelbar zur Erwärmung von Wind-Erhitzern und Dampfkesseln auf der Sichtebeine benutzt werden. Da aber eine vollständige Ausnutzung dieser Abgase nur dann durchgeführt wird, wenn man sie dem Ofen direkt entzieht und einer Reinigung von Staub usw. unterwirft, so mischt man die Gase nach diesen Vorgängen zwecks Verbrennung mit Luft. Um diese Gase aus dem Hochofen anzufangen, ist die Sicht durch einen auf den Trichter aufgesetzten Zylinder, „Sichtgasfang“ genannt, gegen die Atmosphäre abgeschlossen. Der Sichtgasfang ist mit einer Rohrleitung verbunden, welche die gewonnenen Abgase zu den Verwertungsstellen leitet.

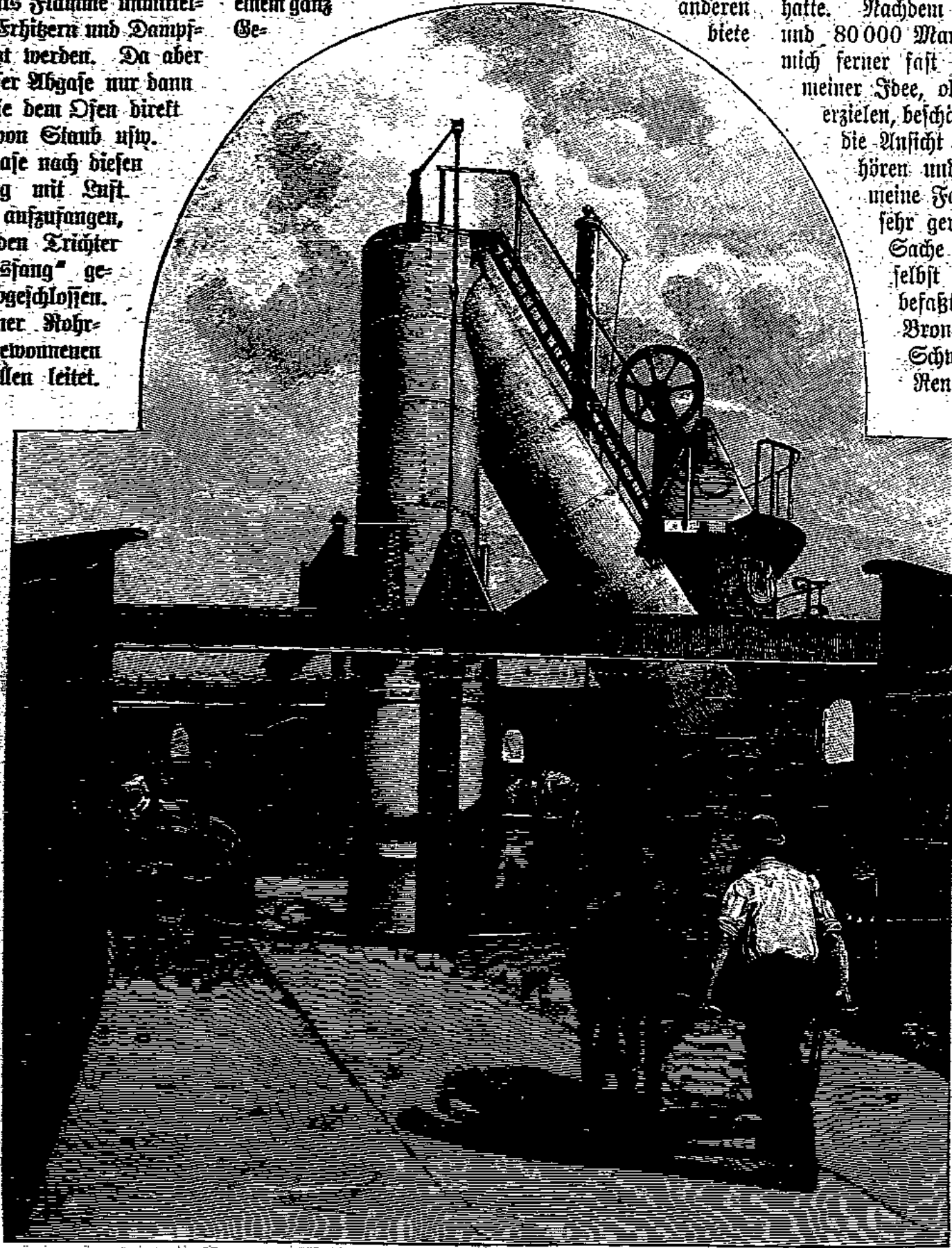
Die Verwertung besteht in der Heizung von den zur Erhitzung des Windes benötigten Heizvorrichtungen, von Dampfkesseln und in der Abführung von Erzen. In den letzten Jahren hat die Reinigung der Abgase zur unmittelbaren Kraft-Erzeugung durch den Betrieb von Gasmaschinen große Bedeutung erlangt, indem man die Schwierigkeiten der durchgehenden Reinigung dieser Gase von Staub, Metall- und Wasserdämpfen gelernt hat und nun durch den Bau von entsprechend gut konstruierten Explosionsmotoren in der Lage ist, die Hochofengase in der rationellsten Weise zu verwerten. Dieser große Fortschritt in der Eisenindustrie wird hauptsächlich von Deutschland gefördert, denn bei uns waren im März 1901 nicht nur schon circa 40 000 Pferdekraften durch die Verwendung von Hochofengasen zum Betrieb von Gasmaschinen nutzbar gemacht, sondern die deutschen Maschinen dieser Art, die schon bis zu 1000 Pferdekraften gebaut werden, genießen geradezu Weltren. Die auf diese Weise erzielte rationelle Verwertung der Hochofengase dürfte eine Ersparnis von 6 Mark pro erzeugte Tonne (1000 Kilo) Roheisen ausmachen.

Unsere erste Illustration zeigt das Plateau eines im Betriebe befindlichen Hochofens: Arbeiter sind gerade beschäftigt, die nachher auf das Plateau geförderten Rohmaterialien mit Starren in den Trichter zu bringen, aus dem der Sichtgasfang mit dem Abziehrohr für die Abgase hervorragt.

Von den Besatzern, um aus Eisen Stahl zu erzeugen, soll hier mit Rücksicht auf die zu beobachtende Illustration und den bekannten Namen nur der Besetzungsprozess mit seiner besonderen Form des Thomas-Beschlages erwähnt werden. Bei der gewöhnlichen Besetzung, die der Besetzungsprozess für die Stahlherstellung erlaubt hat, war in Anbetracht des großen Fortschritts, den die Erfindung Bessemer's für die Eisenindustrie bedeutete, dürfte es angebracht sein, auf die Geschichte dieser wichtigen und allgemein

segenreichen Erfindung für den Fortschritt der Menschheit kurz einzugehen.

Henry Bessemer wurde im Jahre 1813 zu Charlton in England geboren und eignete sich die ersten technischen Kenntnisse in der Schriftgießerei seines Vaters an. Bessemer war gewissermaßen der geborene Erfinder, der seine erste Anregung zu schöpferischem Schaffen durch die Tatsache erhielt, daß der englische Staat sehr durch die Fälschungen seiner Marken geschädigt wurde. Die von Bessemer konstruierte Stempelmarkenpresse machte dem Treiben der Markenfälscher ein Ende; der Erfinder hatte aber nichts davon, denn da er die Patentierung seiner Erfindung verabsäumt hatte, so brachte ihm diese Arbeit keinen Nutzen. Auf einem ganz anderen



liegt die zweite, wichtige Erfindung Bessemer's; er erlangte nämlich eine echte Bronzefarbe, die er so billig herstellen konnte, daß er in den ersten Jahren des Schutzes seiner Erfindung jährlich 20 000 Mark und später immer noch 6 000 Mark verdiente, trotzdem seine Farbe bedeutend billiger war, als die aus dem Ausland bezogene, für die damals 240 Mark pro Kilo gezahlt werden mußten. Diese bedeutenden Einkünfte veranlaßten nun den genialen Mann, seine Zeit mit neuen Versuchen auszufüllen; auf die großartige Verbesserung der Stahlherstellung kam er durch eine Verbesserung der Geschäfte.

Ueber die interessante Entwicklung und die Schwierigkeiten, die sich der Einführung dieser großartigen Erfindung entgegenstellten, machte Bessemer im Jahre 1872 selbst folgende Angaben: „Vor etwa 17 Jahren wurde meine Aufmerksamkeit auf Verbesserungen in der Eisenfabrikation gelenkt, um ein besseres Material für Waffen herzustellen. Ich machte eine Reihe von Experimenten, die mich über achtzehn Monate beschäftigten; ich hatte indessen nur

geringen Erfolg. Am Ende dieser Periode kam mir zum ersten Male die Idee, ob nicht Roheisen durch Einführung von Luft in die geschmolzene Masse schmiedbar gemacht werden könne. Indessen stellte sich der Ausführung dieses Gedankens viele Schwierigkeiten entgegen. Eine der hauptsächlichsten war die Erzeugung einer genügend hohen Temperatur, um das Roheisen längere Zeit in geschmolzenem Zustande zu erhalten; ich konnte anfangs diese Temperaturhöhe mit allen bekannten Mitteln nicht erreichen, bis ich auf experimentalem Wege fand, daß die nötige Temperatur ohne weitere Anwendung von Brennmaterial einfach durch Einleiten atmosphärischer Luft erhalten werden konnte, und zwar erhielt ich eine Temperatur, die viel höher war, als ich nötig hatte. Nachdem ich sieben Monate experimentirt und 80 000 Mark verlaborirt hatte, nachdem ich mich ferner fast 2 1/2 Jahre fast ausschließlich mit meiner Idee, ohne besonders günstige Resultate zu erzielen, beschäftigt hatte, wünschte ich auch einmal die Ansicht eines kompetenten Fachmannes zu hören und ich lud deshalb H. Kennie ein, meine Fabrik zu besichtigen. Er that dies sehr gern und gab mir den Rath, meine Sache vor das Publikum zu bringen. Ich selbst hatte keine Hüttenwerke, sondern besaßte mich mit der Herstellung von Bronze. „Was auch Ihre praktischen Schwierigkeiten sein mögen,“ sagte mir Kennie, „dieselben werden in dem Augenblick überwunden werden, in dem Sie Ihre wundervolle Erfindung einem praktischen Hüttenmanne vorlegen. Wir haben in vier Tagen eine Versammlung der British Association; kommen Sie und theilen Sie der Gesellschaft Ihr Verfahren mit!“ Ich that dies und meine Mittheilungen erregten ein großes Interesse. Das Resultat war, daß mich eine Menge von Eisenindustriellen besuchten und mich fragten, was ich zu thun gedachte. Ich theilte ganz Großbritannien in fünf Bezirke und sagte, ich wünsche mir in jedem Bezirk einen Hüttenwerksbesitzer, der ein solches Interesse an der erfolgreichen Ausführung meiner Erfindung hat, daß er sich verpflichtet, mir in meinem Interesse, niemals gegen das selbe zu handeln. Ich verpflichtete mich dagegen, demjenigen Hüttenbesitzer, welcher meine Erfindung in einem der fünf Bezirke zuerst zur Ausführung bringt, diese gegen Bezahlung einer Lizenz zu überlassen, und zwar sollte er mir

die Lizenz nur ein Jahr lang zahlen, die übrigen dreizehn Jahre der Lizenzdauer sollten abgabenfrei sein. Es fanden sich auch fünf Unternehmer, die meine Vorschläge annahmen und die Lizenzgebühren zahlten, so daß ich innerhalb drei Wochen nach diesem Vortrage 512 000 Mark eingenommen hatte. Sobald dieser Verkauf der Lizenzen bekannt wurde, entspann sich ein großer Federkrieg. Viele Leute bestritten die Möglichkeit, eine höhere Temperatur ohne Mehraufwand an Brennmaterial zu erhalten, vollständig, und auch die auf vielen Eisenhütten nach der Patentbeschreibung vorgenommenen Versuche schlugen fehl. Ich selbst fand auch viele praktische Schwierigkeiten; anstatt aber die vielen Angriffe zu beantworten, suchte ich die Uebelstände zu beseitigen. Mit einem Kostenaufwande von 320 000 Mark machte ich mir Versuche in großem Maßstabe; am Ende dieser Periode fand ich die Ursache der Schwierigkeiten, und es gelang mir auch bald, Stahl nach meinem Verfahren zu machen, der so gut wie der jetzige sehr theure Stahl be-

halten, vollständig, und auch die auf vielen Eisenhütten nach der Patentbeschreibung vorgenommenen Versuche schlugen fehl. Ich selbst fand auch viele praktische Schwierigkeiten; anstatt aber die vielen Angriffe zu beantworten, suchte ich die Uebelstände zu beseitigen. Mit einem Kostenaufwande von 320 000 Mark machte ich mir Versuche in großem Maßstabe; am Ende dieser Periode fand ich die Ursache der Schwierigkeiten, und es gelang mir auch bald, Stahl nach meinem Verfahren zu machen, der so gut wie der jetzige sehr theure Stahl be-



Ein Thomas Maschinenwerk.

funden wurde. Als ich aber mit meiner Erfindung in ihrem neuesten Stadium vor die Öffentlichkeit trat, war die Ungläubigkeit noch viel größer geworden. Hätte ich nicht durch den Aizenverkauf das zur Errichtung einer Fabrik nötige Kapital erhalten, so wäre ich nicht in der Lage gewesen, die nötigen Experimente zu machen. Ich hatte zwar fünf mächtige Freunde erworben, von welchen jeder einen jährlichen Vortheil von 200000 Mark vor seinen Kollegen voraus hatte, wenn meine Sache ging, allein sie thaten nichts dafür, sie betrachteten meine Erfindung vielmehr, wie die Phrase damals lautete, als ein Meteor, das durch die metallurgische Welt gezogen sei, das aber nichts als Funken hinter sich gelassen habe. Niemand wollte mehr von meiner Erfindung etwas wissen, und ich hatte unendliche Schwierigkeiten, um nur einen Industriellen von den Vortheilen meines Verfahrens zu überzeugen.

Der Prozeß des Besserns hat die Aufgabe, durch die Entkohlung des flüssigen Roheisens infolge der Hydroxidbildung durch das Hindurchpressen von Luft die Umwandlung in Stahl zu bewirken. In diesem Zweck kann das im Hochofen erschmolzene Eisen gleich in die vorher erwärmten birnenförmigen Gefäße, Bessmerbirnen oder Konverter gebracht werden, oder man kann auch das geeignete Roheisen in Kessel- oder Flammpfeifen erschmelzen und dann im flüssigen Zustande in die Birnen bringen. Natürlich ist die Verbindung eines Hochofens mit einer Anlage zur Stahlherstellung vortheilhaft, da hierbei das erste Schmelzen im Hochofen selbst genügt, während bei besonderen Werken für die Stahlgewinnung das Roheisen nochmals erschmolzen werden muß.

In dem Konverter, der aus Eisenblech mit feuerfester Ausfütterung hergestellt ist und meist mehrere, oft bis zwanzig Tonnen Roheisen faßt, tritt durch den hindurchgepreßten Wind die Oxydation der Eisenbeimischungen: Silicium und Mangan, sowie eines Theiles des Eisens selbst ein; dieser Frischprozeß erzeugt eine so intensive Wärme, daß man ein genügend entkohltes Produkt erhält.

Die Zufuhr des Windes erfolgt durch einen Zapfen der Mäße, um welche der Konverter drehbar angeordnet ist; zu diesem Zwecke ist dieser Zapfen hohl und mit einem mit der Birne beweglichen Rohre versehen, welches in den doppelten Boden dieses Gefäßes mündet. Durch die im Boden angeordneten zahlreichen Oeffnungen kann der Wind erfolgreich durch das Eisen geleitet werden. Die drehbare Anordnung des Konverters hat den Zweck, das Einfüllen des Metalles durch Schrägstellen dieser Birne nach Möglichkeit zu erleichtern und in gleicher Weise auch wieder die Entleerung zu vereinfachen, die in eine eiserne, feuerfest ausgefütterte Gießpfanne erfolgt. Diese Gießpfanne ist auf dem Traggerüst eines hydraulischen Kranes befestigt, um in jeder Weise leicht beweglich zu sein. Ein Konvertereinsatz von etwa 11 Tonnen Roheisen wird in ungefähr zwanzig Minuten in Stahl verwandelt, gelangt in die Gießpfanne, die mit einem durch einen Hebel beweglichen Stöpsel im Boden versehen ist, wird mit Hülfe des hydraulischen Kranes im Kreise herum bewegt und fließt nach Oeffnung des Bodenverschlusses in zweckmäßig aufgestellte Gefäße, die mit dem Namen Koquillen bezeichnet werden. Die in diesen Modformen nummehr befindlichen Stahlmassen bleiben noch längere Zeit flüssig und werden zum Ausgleich der inneren und äußeren Wärme in

geheizte Ausgleichgruben gebracht, von wo aus alsdann die weitere Verarbeitung des so gewonnenen Stahls vor sich geht.

Während man mit dem einfachen Bessmer-Verfahren den Phosphorgehalt des Roheisens nicht genügend entfernen konnte, ist dieses seit dem Jahre 1879 durch die Anwendung einer Erfindung von Thomas, die im Wesentlichen in der Vermengung eines basischen Konverterfutters besteht, möglich geworden. Das basische Futter giebt nämlich bei einer gewissen Temperatur Sauerstoff an das flüssige Eisen ab und führt dadurch die Verbrennung des Phosphors herbei.

In der letzten Zeit hat das Verfahren des Ingenieurs Naapte zur Entphosphorung des erschmolzenen Stahls große Beachtung gefunden. Bei diesem Verfahren wird dem glühenden Eisenbade zeitweilig Sauerstoff durch ein Gebläse zugeführt. Da der auf diese Weise sehr billig gewonnene Stahl sich vorzüglich zu Stahlgongustücken eignet, und da die Darstellung des Sauerstoffes für diesen Zweck überall, soweit nicht der Bezug comprimierten Sauerstoffes in Stahlbomben vorgezogen wird, leicht bewirkt werden kann, so dürfte auch diese neue Art der Darstellung von Stahlgonguß eine große Zukunft haben.

Unser Volkbild giebt in sehr anschaulicher Weise die Thätigkeit in einem Thomasstahlwerk wieder. Da fallen zunächst die Konverterflammen mit ihrem Sprühregen von verbrannten Eisenbestandtheilen auf, während der aus der Gießpfanne auf dem hydraulischen Kran gerade austretende Stahl bei seinem Einfallen in die Koquillen einen nicht minder prächtigen Anblick gewährt.

Euen und die Maschine.

Von Peter Egg. Autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Adele Neustädter.

Über die Erde segelten die weiß-grauen Vögel, und die Menschen bahnten sich den Weg durch einen Wasserhauf. Man konnte keine Tropfen sehen und verspüren, aber kalt war der Dunst, und geräuschlos trüb er sich unter und durch Alles. Auch durch die Fensterscheiben zog er, aber über den Rücken der Menschen bildete er gleichsam eine neue, weiche Haut.

Die Steine in und um den Schuppen, wo Euen lag und schlief, waren schwarz von dem nassen Dunst. Zusammengeklammert lag er auf einer kleinen Stütze, welche aus einigen alten Brettern zusammengeungelt war, und ein großer Stein, der auf der Erde lag, ragte zwischen seinen Füßen empor. Darauf schlug er mit der Faust, und wenn sie klein genug geworden waren, gab er ihnen einen Stoß mit der linken Hand, so daß sie nicht fielen, und hob mit derselben Hand hinter sich einen neuen Stein empor, auf den er sich setzte.

Die Augen folgten nicht den Schlägen. Nur die Hände waren dabei thätig; das Ganze ging ihn schmerzlos an.

Aber blühte er einmal auf, so konnte er nur wenige Meter weit sehen; denn der Schuppen und er lagen gleichsam in einer Höhle im Wasserhauf, und diese Höhle war gerade so groß, daß sie Euen mit den Schuppen und die Steine bergen konnte; jedoch war ringsumher der Dunst dicht und schwer. Aber wie leicht er sich über die Welt hin ergriffte, konnte kein Mensch sagen.

„Hör.“
Er sah auf, Jemand ging um ihn herum über den Schuppen, glitt aus und schritt weiter.

„Hör, die Mädeln hält all jeffte alle jelle ha.“
Aber das war nicht seine Kinder, ein sieben-jähriges Mädchen, neben ihm. Und er erhob sich von seinem Sitze und sprach, langsam zusammengeknirscht, ein paar Schritte aus dem Schuppen heraus, so daß er den Rücken entrichtete und sich gegen den Rand des Daches stützen konnte.

Eine Weile blühte er in den Wasserhauf, aber er sprach kein Wort, und das Mädchen blieb stehen,

und sie wurde nicht ungeduldig, sondern stand da, als denke sie über dasselbe nach wie er.

Da koste es von fern, und das Getöse rollte ihnen entgegen. Niemand sah das Ungeheuer, aber jetzt oder im nächsten Augenblick mußte es vielleicht über sie dahin rollen. Plötzlich erschien der Eisenhaufzug dicht vor ihnen, und fast eben so schnell hatte ihn der Wasserhauf weggewischt. Ein jähes Pfeifen wie ein Schrei um Hülfe! und dann nichts mehr, — das Ganze war in einem Nu verschwunden; es mußte schon im Linnel sein.

Nutzen beim Frost lag die Stadt und erstickte im Wasserhauf, und jetzt erklangen die Kirchenglocken, denn es war sieben Uhr.

„Du habdest mi all eh' raupen soll'n. Nun hadde it jeff en Stunne oder mine ten Stunne arbeidt,“ sagte Euen ruhig.

„I mußte en Weg maken im Møder tum nich' astøven.“

Darauf antwortete Euen nicht, und Beide frohen über den Steinhaufen und über das nasse Feld hinab auf die Landstraße. Er ging in hohen Stiefeln, die über den Knöcheln abgesehritten waren und deren Zungen herabhängten. Er empfand nicht, daß er in der ärgsten Frühlingssonne dahinschritt, aber das Mädchen beugte sich über den dürren Wegrand.

Hoch angeschossen und schwächig war Euen; aber er ging geschäftig, als fühle er hies den Wind im Rücken. Sie kauften ihrer Hütte zu — über den Fjeld, wo eine schwarze Schneehaube lag.

Ein flammender Fleck leuchtete von der Ofenstube in den Boden der Stube, und auf diesem lag ein kleiner Junge. Die Schube schmolte Euen an der Brust, und schritt über den Jungen hin nach dem Dache. Sofort bemächtigte er sich der Größe, die sein Weib schon für ihn zubereitet hatte. Sie stand am Herd und trank den Löff mit einem Holzspatel aus, den sie in eine kleine irdene Schale mit Milch tauchte, ehe sie ihn in den Mund steckte. Das älteste Mädchen, Clara, setzte sich auf den Boden hinter den Jungen.

Euen erhob sich, als er gegessen hatte, und ging

sich die Hände waschen. Darauf rieb er sie mit einigen Tropfen Del ein, die er in einer Bierflasche hatte. Dann schloß er die Thür zu dem anderen Raume auf, ging hinein und schloß die Thür wieder hinter sich, zündete die Lampe an, deren obere Glashälfte zer schlagen war, und zog den Vorhang herab. Er zog ein Wamms und ein Paar alte Samaschen an. Er sparte das Brennholz. Dort bei dem kleinen niederen Ofen war ein so großes Loch in dem Boden, daß der Ambos darin Platz hatte.

Er setzte sich auf die Hobelbank vor das Fenster und hob ein Ding auf, das einem ovalen Kasten gleich. Es sollte eine Maschine werden, die Euen erfinden sollte. In der fremden Sprache nannte man sie perpetuum mobile. Beständig sollte sie gehen und nie anhalten, außer wenn man es selbst für gut hielt.

Den Kasten drehte er, daß er auf der Kante stand, und dann stockerte und rührte er vermittelst dünner Stahldrähte unter dem Boden, der der Länge nach in zwei gleich große Theile getheilt war und inmitten des Kastens über der gleichen Mäße lag, so daß er zwei gleicharmige Hebel bilde.

Als dies geschah, erhob er sich und ging an einen alten Schrank. Aber der Schlüssel fehlte, und er mußte in den anderen Raum gehen. Seine Frau pflegte den Schlüssel in der Tasche eines Interrodes zu verstecken, so daß die Kinder ihn nicht nehmen konnten.

Es war finstler geworden, und die Frau war draußen, und die Kinder lagen auf dem Boden.

Er ging in den Winkel, wo einige Kleider hingen, tappte nach einer Tasche, bis die Hand einen Brief erfaßte; aber kein Schlüssel lag darin. Nun nahm er den ganzen Kleiderbündel und trug ihn in den Seitenraum zur Lampe; hier sah er den Brief an. So wie er die Unterschrift erblickte, fuhr er zusammen und schaute betroffen um sich. Den Brief steckte er unter die Maschine, ergriff eilig den Schlüssel aus der richtigen Tasche und trug das Kleiderbündel wieder auf seinen Platz in den Winkel. Dann kam er schnell zurück, schloß die Thür und begann zu lesen.

Liebe Schwester Jemine!

Hiermit lanche ich die Feder ein, um Dir heute schon Antwort zu schicken, weil es Dir damit eilt, und ich heute Deinen Brief erhielt, obgleich der sich freilich sehr traurig anhörte. Das muß ich wohl sagen. Denn traurig ist es, daß Eben solch ein schlechter Mann werden sollte, da er ein so guter Mann war, und Dich nicht mit der Maschine zu versorgen vermag, die er entdecken will, da doch alle Leute darüber einig sind, daß sie unmöglich gehen kann; denn mein Mann glaubt es nicht und er hat Bildung — das weißt Du, er war unter den besten, die vom Seminar abgingen. Er sagt, daß die gelehrten Männer wissen, daß es nicht geht; aber Eben ist trotzig und darum kam er von der Maschinenfabrik weg, und — selbstverständlich ging es mit ihm zurück; er grübelte und spitzfirtete und vergaß darüber zu arbeiten und verlor den guten Verdienst. Ich verstehe vollständig, wie es um Dich steht, wenn Du auch nicht darüber an mich schreibst, — denn ich habe im Herbst genug gesehen, als ich bei Dir vorsprach, nachdem ich in der Stadt war. Aber, und das will ich Dir noch sagen, daß Du auch daran Schuld hast, weil Du Dich ihm fügst und ihm zustimmst, wenn er nicht Recht hat und er nicht arbeitet und sich müht und plagt, wie es seine Pflicht ist, sodas Du die Kinder besorgen könntest. Aber die Kartoffeln zum Segen — worüber Du schreibst — kann ich Dir nicht leihen, — denn wir brauchen die zwei Tönnen selbst, die wir haben, — und Du mußt sie bei Jemand anderen leihen, der mehr hat; denn das alles muß ich Dir hier sagen, wenn Du auch in dem Briefe schreibst, ich soll nichts Böses über Eben schreiben, was ich ja auch nicht thue, aber was wahr ist, ist wahr; und das meint auch mein Mann, der doch ein vernünftiger Mann ist. So muß ich Dir für dieses Mal Lebewohl sagen. Mit Grüßen von uns Allen und besonders von

Deiner
ergebenen Schwester
Grete.

Mit diesem Briefe in der Hand blieb Eben sitzen. So lag es also! O ja, das hatte er fast auch erwartet. Grete war so zugeknüpft, als sie den Herbst bei ihnen vorsprach. . . . Aber Grete hätte ihnen gern die zwei Tönnen Kartoffeln leihen können — nicht feinetwegen, sondern Jemine zu Gefallen, die ihre liebliche Schwester war. Sie sollte jede Kartoffel wieder bekommen haben, sie sollte zum Herbst. . . . Jemine hatte den Brief nicht erwähnt. Nicht erwähnt den Brief, nein! Sie schämte sich über ihre eigene Schwester, die keinen Sinn und kein Verständnis für die Arbeit hatte, für die ein Erfinder einstand, um die ganze Menschheit zu gewinnen.

Er schlich sich fort und schloß die Thür auf und sah heraus. Nein, sie war noch nicht herein gekommen. Vom Holzverschlag hörte er, daß sie Holz zum anderen Morgen schlug. Er nahm die Lampe herab, leuchtete, bis er die Tasche fand, worin der Brief gelegen hatte. Und wieder ging er hinein und setzte sich an die Maschine. . . .

Noch hatte er eine Woche lang knapp zu leben, wenn die Steinarbeit vielleicht zum kommenden Sonnabend aufhörte. . . . aber es war noch nicht sicher, daß sie schloß. . . .

Die Uhr ging auf zwölf, als er in's Bett kroch. Abwechselnd durchflogen ihn Wärme- und Kälteschauer und die Freude machte ihn so gerade, als wäre er nie gekrümmt gewesen. . . . denn das sollte schon gehen. So sicher und klar stand der Mechanismus ihm vor Augen. . . . Und auch heute Abend war nichts entzwei gegangen. Nun verstand er wohl, daß es nur zum Guten gewesen war, daß der Mechanismus einmal zwischen durch verdaß, denn um so mehr lernte er. Wäre nur Jemine wach, so daß er ihr das erzählen könne! Da vergaß sie sicher die Kartoffeln, die sie nicht erhalten. Wenn sie nur ein solches Glück verstehen könnte, wie er es nun in sich fühlte!

Behutsam hob er die Bettdecke und legte sich

Gleichzeitig senkte Jemine so schwer. Wenn sie nur etwas sagen wollte, so daß er ihr ein wenig von der Maschine erzählen könnte. Da sollte sie schon die Kartoffeln vergessen!

Zurück und leise, geradezu flüsternd, sagte Jemine: „Glöbest Du, daß de Steenarbeed uphören werd Sautertag?“

„Dat kann ic nich gant weben, Jemine.“

Einen Augenblick schwieg er, und dann sprach er darauf los, und leise war seine Stimme, aber doch so erfüllt von Hast und Freude, daß sie zitterte.

Sie sollte es wissen, Jemine, daß nun die Zeit für sie Beide gekommen war; denn nun konnte die Maschine gerade so gut morgen als übermorgen fertig sein. Nun sollte sie ihm dennoch glauben, wenn es auch schon so viele Male fehlgeschlagen war. Immerzu hatte er dasselbe geglaubt seit dem Jahre, nachdem sie geheirathet hatten. Das war wahr; aber war es nicht vielleicht mit allen Erfindungen so gegangen? Es war eben keine Tagesarbeit. Man sehe nur auf Stephenson, auf ihn, der die Eisenbahn erfand. . . . Ja, er hatte ihr das früher erzählt, wenn sie sich dessen noch erinnerte! Stephenson mußte seine Finger in Del waschen wie auch er, wenn er von der Grube nach Hause kam als ein müder Arbeiter. Aber sein Lohn wurde groß, wenn er auch nicht in den Adelstand erhoben werden wollte, aber dieser Stand war hier zu Lande ja abgeschafft. . . .

Sein Mund war trocken geworden, und er pustete und blies, als wäre er einen langen Weg gerannt. Er erhob sich und spuckte schnell auf den Boden.

„Awer, awer de dat verstoht, Eben, glüwet, dat et ni mitte is und nich goan wird.“

Die Sprache schlich sich schlichtern heraus; aber dennoch drückte er sie schnell an sich und schwieg einen Augenblick.

Ja, solches sagen die gelehrten Herrn; aber das hatten sie stets gesagt, wenn der Erfinder mit der Maschine kam; aber nachher gaben sie ihm Millionen und Ordenszeichen. Nein, er würde ein Patent auf die Maschine nehmen, oder er verkaufte sie an eine Fabrik, er kümmerte sich nicht um Ehre und Reichthum — nur so viel wollte er haben, daß er den Rest seiner Tage sorgenfrei leben könne, und sie sollte es gut bekommen, sie auch. Er arbeite nicht, um reich zu werden, sondern um etwas Gutes zu bewirken, wie die anderen Erfinder. . . . Und da er nun sicher wäre, daß die Maschine erfunden werden könnte, oh! . . . Nun sollte auch für sie Rath werden; denn sie war gebuldig gewesen, und Jemine sollte wissen, daß er nicht ver. . . . gaß, so . . . was.

Er schwieg still, denn Mühsung ertönte seine Stimme, und sie konnte sich jetzt kein Herz fassen, ihm zu widersprechen.

Wenn sie nur das von den Kartoffeln erzählen könnte, die sie nicht erhielt, dann würde er sich vielleicht nach etwas Verdienst, über das Frühjahr hinaus, umsehen. . . . nur so viel, daß sie für die paar Wochen etwas zu leben hätten, bis er die Maschine verkauft haben würde, denn das war noch nicht gesagt, daß Jemand im Augenblicke kam und kaufen würde — O — ja — wenn die Maschine zu gehen anfing, schnell zu gehen. . . . ohne anzuhalten. . . . den ganzen Tag. . . . nicht nur eine kurze Weile, wie das letzte Mal.

Sie zog die Decke über das Gesicht und drückte sie gegen die Augen.

Sie sprachen nicht mehr; aber Eben dachte: Wie glücklich er heute Abend gewesen war, verstand sie doch nicht. Er strich nur über die Decke, wo sie lag, um zu fühlen, daß die Decke so lag, wie sie liegen sollte.

Nur weil sie die Kartoffeln nicht geliehen bekommen, hatte sie schlecht über die Maschine gesprochen, aber morgen oder übermorgen. . . . sie sollte nur sehen!

II.

Die Steinklopparbeit schloß am folgenden Sonnabend, wie Jemine es sich gedacht hatte. Es war der erste Tag im Mai, nun sah man nicht mehr die schmutzige Schneeschicht auf dem Fußsteig vor der Hütte, sondern schwarze, nasse, kalte Erde und nasses, saßgelbes Gras.

Die Gemeinde, die das Steinkloppen für die Arbeitslosen eingerichtet hatte, meinte, nun sei es Sommer, — nun könne jeder sich das Lebensnwendige selbst schaffen.

Ein paar Wochen später war das Gras grün, und die Erde auf der Stelle, wo die Kartoffeln stehen sollten, war frisch und schwarz und durchnäht. Aber von den Kartoffeln hatte Jemine nicht gesprochen. Auch Eben nicht; den ganzen Tag sah er über der Maschine.

Eines Morgens — er aß gerade kalte Kartoffeln und Grütze — schlug sie vor, daß vielleicht einige Doren zu verdienen wären, wenn er zur Stadt ginge und sich am Hafen anbieten wolle. Eine ganze Weile antwortete Eben gar nicht. Aber als er sich von der hölzernen Bank erhob, sagte er, daß er vielleicht keine Arbeit bekommen könne, und so werfe er die Zeit für die Maschine nutzlos weg.

Schnell schlich er sich in den Nebenraum, als wäre er bange, daß sie aufmüden würde. Die Thür verschloß er, wie er es zu thun pflegte.

Aber Jemine blieb an der Wand stehen und blickte vor sich hin. Sie rührte sich nicht.

Den Verdienst der Steinarbeit hatte sie verbrauchen müssen, um die Schuld beim Landkrämer abzubezahlen, so daß sie vielleicht wieder auf Borg nehmen konnte. Und dies that sie auch. Aber jedes Mal, wenn Klara, das kleine Mädchen, zum Landkrämer mit dem alten Tuche kam, worin sie die Waaren einwickeln sollte, frug er, ob ihr Vater Arbeit bekommen habe.

„Nei,“ sagte das kleine Mädchen ängstlich und senkte die Augen zu Boden; und darum erhielt sie nur die Hälfte dessen, was sie verlangte.

Eines Abends sah Jemine und sticte Kleider, während sie auf Klara wartete, die bei dem Landkrämer war.

Gestern hatte er gesagt, daß Eben zum letzten Mal auf Borg erhielt, ehe er sich Arbeit geschafft habe; aber ernstlich konnte sie nicht daran glauben. So viele Jahre lang hatte sie so gut wie fast den ganzen Verdienst dahin getragen — Wenn Eben nur ausgehen könne, und den halben Tag arbeiten wolle, so könne er die Maschine des Mittags und des Abends über zurechtbringen; denn das wäre ihm traurig, überhaupt die ganze Erfindung weg zu werfen, wo er der Lösung so nahe war.

Horch! — Nun ging die Maschine!

Sie blieb offenen Mundes sitzen und lauschte. . . . Wie lange sie ging! Nun war sie nicht seit der Woche gegangen, die — —

„Luster Lise! Hörst Du de Maschine! — —“

„De Maschine,“ sagte die Kleine, die auf dem Boden lag und herumkroch. Nun blieb sie still.

Jemine vergrub die Hände im Schooße, denn sie bebten so heftig. Vielleicht ging sie jetzt länger als früher! Wenn sie gar nicht anhörte!

Die Schläge ertönten; sie hielten nicht an. . . . dauerten fort. . . . hielten nicht an — und da plötzlich brachen sie ab — mit einem Knacks.

Sie fuhr auf, gerade als wollte sie retten, helfen. . . .

Da trat Klara langsam durch die Thür und blieb stehen. Das alte Tuch lag in der Hand zusammengeroßelt.

„Hei gav ni.“

Still war's drinnen bei Eben und ringsumher. Jemine und das kleine Mädchen standen betroffen still und blickten zu Boden, als hätten sie etwas Schlimmes begangen.

Da rollte es im Nebenraume bei Eben. Wieder ging die Maschine. Sie klang nicht wie zuvor, sondern stärker. Aus einem tiefen Loch im Boden schoß es hervor, rollte über die Wand, daß es krachte.

Zusammengekauert fiel sie in die Kniee und blieb eine Zeitlang liegen; Klara stieß einen Schrei aus, als die Mutter fiel.

Noch fühlte Jemine Kraft genug, in's Bett zu kriechen. Dort lag sie und weinte. Die Maschine stand still. Aber das kleine Mädchen stand in der Ecke an der Thür und trocknete die Thränen in einem alten Unterrock, der über ihr an dem großen Nagel hing.

Nicht lange darauf ward es still im Hause. Die

Kinder lagen im Bett und schliefen. Jense sah auch, schlief aber nicht. Ein Holzspahnschirm war vor das Fenster gestellt, so daß die Stube halb dunkel war, und im Nebenraum stocherte und schüttelte Ewen an der Maschine herum. Zwischen durch stieß er lange, schwere Athemzüge aus, als wolle er sich dadurch aufrecht erhalten.

Jensine sah nach dem Fenster. Wie spät es wohl sein mochte? Sicher halb zwölf.

Lange war es her, daß alles Gutbehrliche zum Pfandleiher getragen worden, und noch länger, seit die Uhr schlug und Ewens silberne Uhr im Hause tickte.

Vielleicht hatte sie Unrecht gethan, die Kinder die letzten Bissen essen zu lassen, aber Ewen vergaß doch in den letzten Wochen stets das Abendessen, wenn sie nicht in die Thüre guckte und ihm etwas anbot. Schnell vergaß sie ihr Gesicht in das Stessen, als sie Ewen auf den Boden hörte. Nun kam er, öffnete leise die Thür und schlich sich hinein. Wie es schien, stand er eine Weile und sah sich um. Dann ging er wieder und stieß mit der Hand über den Tisch, kramte am Herde, strich und tappete mit den Fingerpißchen. — Kein Essen.

Er begann die Kleider anzuziehen. Aber als er in's Bett stieg, hörte sie, daß er so schnaufte, wie er es am Abend gethan hatte, als er an der Maschine saß. Nun hatte er seit Mittag nichts gegessen, vielleicht dachte er auch daran.

Dennoch überlegte sie: Aber er hatte sich doch früher mehr um's Verdienen gesorgt. . . daß er es jetzt nicht that, lag wohl daran, daß die Maschine nun so nahe der Erfindung war. . . Den Abend sprachen sie nicht zusammen.

III.

Es war am nächsten Morgen. Im grünen Laube, im grünen Grafe und im Flusse glänzte es hell und stark. Die weißen Wiesen drüben auf der Seite blühten sommerfreudig und wie frisch gewaschen aus dem Raub hervor, aber etwas weiter, hinter und unter ihnen, lag die Stadt, die weiß und roth war.

Früh stand Jensine auf, aber bald darauf froh auch Ewen heraus, und Jensine zog den Schirm vom Fenster weg. Als sie Ewens Gesicht ansah, wurde ihr so seltsam, daß sie sich setzen mußte.

Waren nicht wieder die grauen Haare sichtbar, die sie ihm in der letzten Woche aus dem Bart gerissen hatte. Und wie gelb er um die Augen war! Ewen sah aus, als sei er noch nicht richtig zu sich gekommen. Langsam und schwerfällig vermochte er sich anzuziehen.

Vielleicht hatte er nun wieder von der Maschine geträumt, dachte Jensine.

Etwas später erwachten die Kinder und alle erwachten fast gleichzeitig! Aber Jensine vermochte nicht den beiden Jüngsten zu helfen. Jeden Augenblick wollte sie zugreifen, aber sie that es doch nicht.

„Hast Du nun tau eien, Modder?“ Es war die Zweitälteste. Jensine antwortete nicht, aber erhob sich nun, ging an einen angelaufenen Blechimer, der auf einem Brett stand, hob den Deckel und guckte hinein.

Nichts. . . das wollte sie zuvor. Es währte eine Weile, bis sie ihrem Mame weich und freundlich zulächelte: „Bi frige woll nie mehr leht up use Köstentig, Ewen.“

Er kauerte sich noch mehr zusammen als zuvor, sah nicht auf, antwortete nicht, trillerte sich noch tiefer, als wäre er ängstlich, daß sie noch mehr sagen könnte, etwas Schlimmes, oder ihn schlagen würde. Jensine schwieg still und die Kinder auch. Sie stand an der Thür, als sie sagte:

„Süll wi Beide nau de Stadt goan, Ewen. Willichte friege wi etwas Urbeed?“

Ewen sah wie zuvor. Er konnte nicht klar denken und jagte lange garnichts. Da plötzlich wurde er von einem jeltanien Eifer befallen:

„Jo, wie goat tau de Stadt, Jensine. It go vorud un Du kümmt no.“

Schnell zog er die Kleider an. So erfüllt war er, daß er kaum hörte, wie Jensine sich freudig entschloß, die Kinder zu einer Frau, die auf dem Hügel wohnte, gehen zu lassen. Dort konnten sie sein, bis sie mit Essen nach Hause kam. Zuerst wollte sie ihnen ankleiden helfen und dann kam sie ihm nach.

Ewen schloß die Thür zu seinem Zimmer auf, ging hinein und schloß die Thür wieder hinter sich. Schlich sich dann nach dem Fenster, öffnete leise die Angelhaken und schob sie so auf, daß sie von außen geöffnet werden konnten. Darauf ging er zu der Frau hinaus.

„Du kümmt woll no, weest Du?“ „Jo, Du kümmt richtig sin,“ antwortete sie. Und so zog er fort. Herr Gott, wie seltsam Ewen heute war! Vielleicht würde er nun ernstlich aufpassen, sich nach Verdienst umzusehen.

Geschwind schritt Ewen über den Weg, und häufig blinnte er zurück, gerade als wäre er ängstlich, daß sie ihm zu früh nachkäme. Aber als er an das erste Wäldchen kam, schlüpfte er hinein und versteckte sich so, daß er alle Vorübergehenden überblicken konnte.

Er hatte auch nicht lange gewartet, als Jensine angetrabi kam. Das kleinste Kind trug sie auf dem Arm, und zu ihren Seiten gingen die beiden anderen. Die bräunlichen nackten Füße kitzelten in dem Wegstaube. Nun rannte Ewen schnell hinterher, zurück nach seinem Häuschen. Er rannte den Weg hinab, als sage man ihn. Sprang über Bach und Busch und brach durch das Gehölz mit Sprüngen und Krachen. Weiter oben lief er schräg über die Landstraße und eilte zum Heim.

Jensine war so tüchtig und brav, sie schaffte wohl Verdienst. . . jedenfalls Essen. . . Sie sah schlecht aus, die Arme. . . die Leute würden sie wohl bemitleiden; aber bald war die Maschine fertig. . . vielleicht zu Mittag. . . Es fehlte jetzt so wenig daran, und dann war sie aus dem Elend heraus und die Kinder auch! . .

Wenn sie einmal erwachsen waren und dann so stolz erzählen konnten, daß sie für die große Erfindung Schlimmes ertragen hatten — —! O ja! Er keuchte immer weiter.

Aber wenn die Kinder vor Jensine nach Hause kamen und sahen, daß er nicht in der Stadt war! Er blieb einen Augenblick stehen.

O! Er fand schon einen Ausweg! Er konnte Olawa etwas versprechen, dann schwieg sie wohl. aber er konnte sagen, daß er keine Arbeit bekommen habe. . . Ja, das konnte er auch sagen. . . Wenn die Maschine fertig war, war alles Andere vergessen.

Den Fußsteig zur Hütte nahm er in einigen großen Sprüngen, riß das Fenster mit den Nägeln auf und kletterte hinein, während er von dem Laufe schnaubte und glühte. Die Maschine stand und wartete auf ihn. —



Wir haben keine Heimath mehr.

Wir sind geloben aus des Friedens Haus Zum grossen Streite in die Welt hinaus; Uns treibt die Ungeduld mit stetem Schlag Von Stund zu Stunde und von Tag zu Tag. Ewige Wand'rer ziehen wir daher — Die alte Heimath wollen wir nicht mehr.

Die Mütter jammert und der Vater droht, Verlaummess hinter uns, vor uns die Noth; Vor uns der Hass; die Liebe sitzt im Haus Und weint ihr Leid in stiller Kammer aus. Was zuckst du, Herz? Mach's dir nicht gar so schwer, Denn eine Heimath findest du nicht mehr.

Zum Ziele auf den transalpinen Blick! Wir wollen nicht und können nicht zurück. Todt ist das Alte! Nur das Neue lebt. Wie jene Welt, die zum Meere strebt: Rablos wie sie, auf Hümmersiederlebr, Die Heimath, ach, wir sehen sie nicht mehr.

Der Donner grollt; vom Berge braust der Sturm, Die Wipfel krachen und es schwankt der Thurm. Zerbrochen ist, was uns einst heilig war, Gebellos ziehen wir in die Gefahr. Gestürzt die Götter und der Himmel leer — Heil, eine Heimath haben wir nicht mehr.

Singt uns ein Lied in diese wilde Nacht, Ein Lied von Leben und von hehrer Pracht, Ein Sang von Schönheit und von Morgenroth, Das aus der Tiefe wie ein Krater loht, Doch keine Heimathsweisen, innigsschwer, Denn wie die Wellen stürmen wir zum Meer.

Ernst Prezzang.

Vom alten Nürnberg plaudert A. J. Née in seinem reich illustrierten Werke „Nürnberg“ (Leipzig und Berlin, E. A. Seemann): Wie die Stadt im 11. und 12. Jahrhundert geartet war, und in welcher Gestalt und Größe sie in das 13. trat, läßt sich heute nur annähernd bestimmen. Für die Ausdehnung nach Osten bieten ein Thurnarrest in der Wolfsgasse und die Angabe, daß das 1140 gegründete Regimentsloster außerhalb der Stadtmauer lag, einen Anhalt. Den südlichsten Punkt bildete wahrscheinlich das in der Nordostecke des heutigen Spitalplatzes gelegene Moler- oder Märlertor. Die jünstige Beschaffenheit des Terrains machte es unmöglich, sich bis an das Ufer der Regnitz auszudehnen, sondern nöthigte, von hier aus dem Flußzuge eine nordwestliche Richtung zu geben. Erst später gelang es, den Boden am Flußufer als Baugrund zu verwerten. Sehr anspendend ist die Vermuthung Wassenhoffs, daß das thurnartige Haus zum Festungswerk an der Südseite des Obstmartles, der ältesten Befestigung angehörte. Die westliche Grenze der Mauer wird vielleicht durch den eingestürzten hohen Thurm in der Lammgasse bezeichnet, den eine spätere Zeit mit den großen Fensteröffnungen versehen hat.

Die für die damalige Zeit starke Befestigungsanlage bestand aus einer starken Quadermauer mit hölzernen Wehrgängen, hohen Thürmen, davor gelagertem Zwinger und einem mit gemauerten Wänden abfallenden Graben. Dahinter standen die mit dem Häuserwahrzeichen gezierten Häuser. Durch diese Häuserwahrzeichen an einer Ecke der Mauer, glaubte man das Haus und seine Bewohner gegen alles Böse feien zu können.

Die Befestigungsmauer selbst ist freilich bis auf wenige Reste verschwunden, aber ihre wichtigsten Thürme stehen noch, und wenn auch meist zugeschnitten und überbaut, so läßt sich doch an vielen Stellen der Stadtgraben noch deutlich verfolgen, am besten an der Ostseite, südlich von dem aus dem 13. Jahrhundert stammenden, aber 1508 in den Formen der Spätgotik ausgestalteten und in seinem oberen Theile erst im Jahre 1561 ausgebauten Lauferischlagthurm. Die gute Erhaltung dieser Grabenreste erklärt sich daraus, daß sie im Jahre 1483 den Armbrustschützen als Schießgraben eingeräumt worden war. Sonst wäre es ihr wohl so ergangen, wie dem sich vom Lauferischlagthurm gegen die Burg hinziehenden Graben, den man im Jahre 1488 ausfüllte, um Platz zu gewinnen zu den, die sieben Zeilen genannten, sieben querlaufenden Häuserreihen für die aus Schwaben eingewanderten Barthentweber.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Benthstraße 2, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!